

FOMO und die Furcht des Herrn

Die Regel Benedikts heute (2)

von Manuela Scheiba OSB

Fear of missing out – kurz: FOMO – gilt in unserer Zeit als typische Social-Media-Krankheit. Doch jeder, der sich heute gängigen *Must-see-*, *Must-hear-* und *Must-have-*Manifesten beugt, kennt – auch hinter Klostermauern! – jene nervöse Unruhe, ob man das angesagte Buch gelesen, den prämierten Film gesehen habe, ob man dabeigewesen sei, ob man mitreden könne. Menschen, die von der Angst getrieben werden, irgendetwas zu verpassen, zu kurz zu kommen oder nicht mithalten zu können, neigen dazu, sich und andere permanent zu überfordern.

Angst gehört zur menschlichen Existenz. Als natürlicher, biologischer Schutzimpuls signalisiert sie Gefahren und motiviert zu Kampf oder Flucht. Angst dient dem Leben. Sie ist ein wichtiger Überlebensfaktor. Søren Kierkegaard bezeichnete einst den christlichen Glauben als die Kunst, „sich recht ängstigen zu lernen“. Er unterschied dabei zwischen Angst (die gegenstandslos ist) und Furcht (die einen Gegenstand hat). Man „hat“ Angst, aber man fürchtet sich „vor“ etwas oder jemandem.

Das Zuviel an Angst im Leben von nicht wenigen Menschen heute rührt nach Auffassung des Fundamentaltheologen Johann Baptist Metz nicht allein von bedrückenden Erfahrungen her wie Ausweglosigkeit, Vergeblichkeit oder Scheitern, sondern von einem Übermaß an „Geheimnislosigkeit“. Er sah in der *reductio in mysterium* eine entscheidende Aufgabe für die Theologie unserer Tage.

Unrast kann da zum Stillstand kommen, wo die Welt als Ort des Geheimnisses, als Ort der Gegenwart Gottes, wiederentdeckt wird. „Meine Devise – wenn irgendeine: / *Numen semper adest.* / Darum: wenn Unrast – warum?“, notierte der frühere UNO-Generalsekretär Dag Hammarskjöld in seinem geistlichen Tagebuch.

Die angemessene Reaktion des Menschen auf das gewahrgewordene Heilige, auf den ihm begegnenden, unbegreiflichen Gott, wird in der Bibel und auch in der Regel Benedikts mit dem Begriff der „Gottesfurcht“ umschrieben. Der aus der biblischen Weisheitslehre stammende Terminus bezeichnet eine existentielle Grundhaltung, einen Anfang, der den gesamten Glaubensweg begleitet. Es ist die Erfahrung der unbegreiflichen göttlichen Gegenwart, die den Menschen mit tiefer Ehrfurcht erfüllt und die Bereitschaft stärkt, sein Leben ganz an Gottes Gebot und Weisung auszurichten. Die Gottesfurcht steht deshalb auch am Beginn des in RB 7 skizzierten Läuterungsweges der Demut und bleibt ständiger Begleiter des Mönchs.

Bereits das Alte Testament nannte die Furcht Gottes und die Liebe zu ihm in einem Atemzug: „Und nun, Israel, was fordert der Herr, dein Gott, von dir außer dem einen: dass du den Herrn, deinen Gott, fürchtest, indem du auf allen seinen Wegen gehst, ihn liebst und dem Herrn, deinem Gott, mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele dienst ...“ (Dtn 10,12f). Auch Benedikts Regel lädt Menschen zu einem Leben ein, in dem sie Schritt für Schritt lernen, „Gott in Liebe (zu) fürchten“ (RB 72,9).

Der besondere Segen der Gottesfurcht besteht darin: Wer von der Furcht des Herrn erfüllt ist, kennt keine andere Furcht mehr. „Selig der Mann, der den Herrn fürchtet und ehrt und sich herzlich freut an seinen Geboten ... Er fürchtet sich nicht vor Verleumdung; sein Herz ist fest, er vertraut auf den Herrn ... Sein Herz ist getrost, er fürchtet sich nie“ (Ps 112,1.7-8).

Auch Benedikts Demutsweg gipfelt in einer „vollendeten Gottesliebe, die alle Furcht vertreibt“ (RB 7,67). Der Mönch ist durch seine

Orientierung auf Christus als tiefsten Sinn und Erfüllung seines Lebens ganz frei geworden. Er geht seinen Weg mühelos, ohne Angst und Unrast, in einer inneren Stabilität, die aus guter Gewohnheit (Übung!) stammt, und in einer Freude, die Gabe des Geistes Gottes ist (RB 7,68–70).

Josef Pieper wies in seinen Überlegungen *Über das christliche Menschenbild* einst darauf hin, dass jeder Glaubende vor der Aufgabe stehe, sich der existentiellen Frage nach dem *ordo timoris*, der Ordnung der Furcht, in seinem Leben zu stellen. Nur so lerne er, sich

nicht vor dem zu ängstigen, was nicht wirklich oder nicht endgültig furchtbar sei. Auch Benedikt erinnert seine Mönche an einen solchen *ordo*, an den Primat der Gottesfurcht und des Lebens in der Gegenwart des Herrn.

Wo ein Mensch sich vom Geheimnis seines Lebens und von Gott als seinem Lebensgrund löst, wird er Haltlosigkeit erfahren, Unrast, Getriebensein. Hektische Zwänge und Vorgaben unserer Tage verlieren jedoch dort ihre Plausibilität, wo Menschen sich üben, unter dem Blick Gottes freizuwerden von der „Tyranis unvollendeter Angst“ (Josef Pieper).

Den Tod vor Augen

Die letzten sieben Worte Jesu

von Angelika Daiker

Die Autorin befragt die biblischen Worte auf ihre existentiellen Themen. Dies geschieht mit dem Tod vor Augen, denn ihr Arbeitsplatz war das Hospiz St. Martin in Stuttgart-Degerloch, das sie mitbegründet und aufgebaut und bis Herbst 2017 zehn Jahre lang geleitet hat. Ihre Meditationen sind Frucht vieler Begleitungen sterbender Menschen und vieler Gespräche. Die Erfahrungen des Sterbeprozesses werden auch in der Gestalt des Beitrags sichtbar: Weil das Sterben ein schrittweiser Rückzug ist, werden auch die Worte weniger. Zuletzt bleibt nur das Dasein, eine Berührung und die stille Hingabe in das Geheimnis, das der Tod verhüllt.

Mein Vater war ein Mensch, der wenig Worte machte. Kurz vor seinem Tod sagte er mir beim Abschied etwas, das mich gefreut und auch erstaunt hat. Die Tragweite dieser Worte ist mir wenige Tage später aufgegangen, als er ganz überraschend gestorben war. Jetzt waren es nicht mehr nur Abschiedsworte bis zum nächsten Wiedersehen, sondern die allerletzten

Worte. Das hat ihnen ein großes Gewicht und eine bleibende Bedeutung gegeben. Letzte Worte sind oft berührende Hinterlassenschaften. Sie können auch eine große Last sein, wenn sie im Streit gesagt wurden.

Letzte Worte sind auch in der Literaturgeschichte ein wichtiges Genre. Die bekanntesten sind die letzten sieben Worte Jesu. Sie enthalten alle großen Lebensthemen, um die wir uns gekümmert haben sollten, wenn wir gut sterben wollen. Als Hospizleiterin habe ich erfahren, dass alle zentralen Themen, die uns beim Sterben begegnen, sich im Umfeld eines dieser sieben Worte Jesu ansiedeln lassen. Es sind Themen, die am Lebensende drängend werden und die sich ein Leben lang stellen, denn die Zeit des Sterbens ist ja immer noch Lebenszeit.

Jesus hinterlässt uns sieben letzte Worte, Sätze, die den inneren Weg beschreiben, den er sterbend am Kreuz als Mensch gegangen ist. Wir finden sie verstreut bei den vier Evangelisten, und wir können davon ausgehen, dass Jesus sie so und in dieser Reihenfolge nicht gesagt hat. Die Evangelisten erzählen rück-